

# Im Heidedorf.

Roman von A. von der Esbe.

(12. Fortsetzung.)

„Das ist für die Puten“, sagte sie wichtig. „Junge Nessel und gelbe Wurzel und Melle. Eine Hand hast du ja gesund, hier ist 'n Messer, schneid' mir noch 'ne Schürze voll Nessel, brauchst bloß 'n Tuch um die Hand zu wickeln.“

Marie wickelte gern gefällig sein. So fragte sie: „Wo gibt es denn Nessel?“

„Hintern Badofen stehen sie in ganzen Hümpeln.“

Marie fand bald den bezeichneten Fleck. Es war ein verborgener stiller Winkel hinter dem mit Lehm beworfenen Badofen, neben dem alten eingefunkenen Brettergarn. Ein knorriger Fliederbaum, dessen blaue Blüten sich eben duftend entfalteten, stand da von hohem Unkraut umwuchert, dazwischen gab es viele Brennnesseln, von denen sie rasch in ihre Schürze raffte, so lässig ihr dies auch bei der gehemmten Lente war.

„Was machst du denn da, Marie?“ Eine Männerstimme fragte, und das Mädchen blickte empor. Da lehnte Hinrich auf der niedrigen Bretterplanke und sah ihr zu.

Hinrich hatte schon ein paar Augenblicke so gestanden. Er wußte nicht, wie er mit ihr daran war. So eine aus der Stadt vertug nicht viel, und er sah immer noch die rothen Abdrücke seiner starken Finger auf ihrem weißen Arm. Wie gern hätte er den noch einmal gedrückt, gestreichelt und geküßt.

Sie antwortete etwas befangen, denn sie glaubte, er habe ihr rasches Tun übel genommen: „Ich schneide für Lotte Nessel.“

Der Rader weiß doch jeden anzufassen! Aber deine linke Hand ist verbunden?“ Er sah sie besorgt an.

„Ja — verbrüht. Deine Mutter gab mir linderndes Del.“

„Zeig mal her.“

Sie nahm Tuch und Lappchen ab und wies ihm die Brandblase. Sein gebräuntes Gesicht verfarbte sich vor mitleidiger Bewegung. Er nahm ihre kranke Hand zwischen seine beiden starken, gelunden, und hielt sie da, wie man ein zartes Vögelchen hält, dessen Herzschlag man spürt und das man um alles nicht erdrücken möchte. Und sie zuckte auch leise, wie ein scheuer Vogel zwischen den großen Männerhänden.

„Ist wohl schrecklich dein?“

„Es geht jetzt“, stammelte sie, aber ihr war wunderbar zu Muth.

„Wo steckst du denn?“ trachte eine helle Stimme. Lotte schob hastig in die Ecke: „Du zu einer unfer Jung“ mit der Berliner Waise!“ Sie wollte sich todtschlagen.

„Dunnerschlag!“ schrie er zornig, „bleib mit deiner Nase zwischen den Puten!“

Marie warf die gesammelten Nessel zu Erde und lief eilig zum Hofe. Was fiel der ledigen Lotte ein? Sollte Wetter Hinrich denn nicht mit ihr sprechen dürfen? Es war doch nichts Unrechtes dabei.

15. Kapitel.

Die erste Bestellung des Aders war gethan, und nun wandte sich das Interresse der Dörfler dem bevorstehenden Viehmarkt in Soltau zu.

Tante Rite wollte zu Hause bleiben, das lärmende Marktgeräusch war nichts mehr für sie, dafür meldete sich Lisbeth und hat, neben Marie mitfahren zu dürfen; auf ihrem Wagen sei's immer so voll, alle drei Brüder und Lotte. Hinten auf hätten sie ein fettes Kalb, zwei Heidschnudenhämme, und ein Pferd werde angebunden. Auf Großvaters Wagen wurden dahin, wo zur Kirchfahrt Jette auf dem Strohhagel, zwei fettschneidende Schweine verladen, mit einem Lattengitter bedeckt und von den Stühlen getrennt.

Marie machte sich ein wenig schön. Das leichte hellblaue Wollkleid, das sie zuletzt an jenem — ihr peinlichen Abend im „Wintergarten“ getragen, hatte noch seinen Platz im Handkoffer gefunden und diente nun als Festkleid für die Ausfahrt, der sie mit neuer Spannung entgegen sah.

Tante Rite lobte Marie, die Leute würden große Augen machen. Lisbeth, die sich rechtzeitig eingestellt hatte, bewunderte etwas neidisch die Waise. Dann fuhr man ab.

Die Jahreszeit war vorgeschritten, alle Bäume mit frischem Laube bedeckt, in jedem Busch, jeder Heide sangen die Vögel. Die Sonne schien warm aus blauem Himmel herab, und die beiden dicht aneinander geschmiegeten jungen Mädchen plauderten vergnügt.

„Magst du gern tanzen?“ fragte Lisbeth.

„Ich weiß nicht, habe es wenigstens noch nie versucht. Die anderen aus der Schule bekamen Tanzstunden, ich nicht; es kostete zu viel, und Mutter war auch schon krank.“

„Wir tanzen, wenn Schützenfest und Jahrmart ist; wir können es von alleine.“

„Ich habe mal ein Bild gesehen von einem Ball, das fand ich geizlich.“

„Hier bei uns ist's ganz schön. Ich freue mich eigentlich schrecklich auf heute, denn weißt du, ich glaube, Feder kommt auch, und wenn er auch nicht tanzt, so spricht er doch viel mit mir.“

Wenn der Wagen stieß, quiekten und grunzten die Schweine, und die Mädchen mühten sich in acht nehmen, daß nicht eine feuchte Schnauze, durch die Latzen schnüffelnd, ihnen ans Zeug kam.

Endlich war der Marktstand erreicht, nach welchem ein großer Zug von allen umliegenden Dörfern strömte. Die Straßen waren bunt belebt, und von dem Pläse her, wo der Markt abgehalten wurde, tönten Musik, Stimmengewirr und das Brüllen, Wiehern, Grunzen und Blöken des herbeigebrachten Viehs.

Großvater fuhr zum Aufspann, dem Gasthof zum „Deutschen Hause“, wo nach abgeschlossnem Handel die wohlhabendsten Bauern zechten und tanzten.

Während die Schweine abgeladen wurden, zog Lisbeth die Freundin über den belebten Hausflur nach dem noch leeren Tanzsaal, der, mit grünen Gewinden geschmückt, Lisbeth einen Blick ins Paradies zu eröffnen schien.

„Na, was meinst du, siehst's nicht aus, als ob sich's hier flintemang hopfen ließe?“

„Ja, so groß und schön!“

In den Gaststuben vorn im Hause, an denen sie vorüberzogen, ging es schon laut zu, und als sie ins Freie traten, sah Marie zu ihrem Schrecken den gefährlichen Gendarmen Müller in seiner stolzen Herrlichkeit vorüberstreifen. Mühte sie denn immer und allerorten an ihr Unglück erinnert und durch Furcht und Zagen um alle Freude gebracht werden?

Peter trieb die fetten Schweine dem Markte zu, und Großvater ging nebenher.

Beermanns waren auch angekommen. Hinrich führte sein Pferd, das er verkaufen wollte, eben davon, und Bruder Diert zog das widerpenstige Kalb und die Hammel am Strich hinterher. Lube spannte die Pferde aus.

„Lotte kam den beiden anderen Mädchen erstreck entgegen, die Schwestern sahen Marie von beiden Seiten unter, dann ging es den Boden zu, die den beiden Dorfmadchen das Herrlichste dünkten, was es geben könne. Auch Marie freute sich an allem, was sie sah. Wie neu und lustig erschien ihr das Treiben. Alles ganz anders, als es in der Großstadt zuging. Wäre nicht immer wieder hier und da der große Gendarm aufgetaucht, hätte sie ihre Noth vergessen und so vergnügt sein können wie die anderen.“

Lärm und Geschrei tönten ihnen immer lauter entgegen. Zwei Karusselle, eine Thierbude, vor der ein fuchsig alter Bär von einer Dirne in buntem Filzputz, die ihre Schaustellungen anpries, hin und her gezerrt wurde. Drehorgeln, Mordegeschichten, Raspertheater, Delgesotenes, Heringe mit lauren Gurken, Honigtuchen und Marttscheier aller Art ergötzen Frauen und Kinder, die in Reihen auf und ab zogen, während die Männer ihren Produkten- und Viehhandel eifrig betrieben.

Lisbeth kaufte für sich und die Freundin Honigtuchen. Lotte knupperte und sog an einer lauren Gurte, die ihr aus trüber Brüste in Zeitungspapier gereicht worden war.

Sie trafen Bekannte, man begrüßte sich, eine Freundin von Lotte hatte diese unter, nun ging man zu vieren.

Von dem Pläse, wo die Pferde vorgeführt wurden, tönten Hü und Hott und Weitschmollen herüber, und hohe Staubwolken wirbelten empor. Das hörte die Mädchen nicht am Schauen, Lachen, Lustigsein.

Lisbeth blieb stehen, ein sportmäßig aussehender junger Mann redete sie an. Sie kannte ihn aus ihrer Pensionzeit, er stammte aus einem Fettwaarengeschäft in Celle und war Volontär auf einem großen Gute in der Nähe. „Auch da, Fräulein Beermann?“

„Haben wohl riesig viel hergebracht, Herr Dehlt?“

„Selbstverständlich, unsere Wirthschaft produziert tolosal.“

Lisbeth trennte sich von Marie und schlenbert mit dem jungen Delonome weiter. Er kaufte ihr ein Ruchgenherz mit rosa Zuderqu und sinnigem Sprüchlein und sagte ihr, daß er sich pyramidal freue, nachher mit ihr zu tanzen.

Großvater hatte seine Schweine verkauft, er suchte und fand die Mädchen, Beermanns schlossen sich an, und nun ging's ins Wirthshaus.

„Wir tanzen doch zusammen, Marie?“ fragte Hinrich, der sich zu ihr hielt.

„Ich werde es nicht können.“ Sie sah ihn genauer an. Er erschien ihr heute ganz anders, viel geschäftsmäßiger, fremder.

Als sie beim Gasthause anlangen, wo es zuzuging wie vor einem Bienentorbe, so sumimte, hastete und drängte

es hin und her, sagte Diert: „Nur müssen wir aber erst einen nehmen. Kommt!“

„Unser Frauenleute mögen auch ihr Schälcher-Kaffee“, fügte Lude hinzu, und dann gingen sie alle in ein Gastzimmer, wo sich nur noch mit Mühe Tisch und Stühle erobern ließen.

Bald standen Kaffee, Kuchenberge und Punschflaschen auf dem Tische.

Die Männer waren sehr aufgeräumt, sie sprachen eifrig von ihren Geschäften und hatten die Taschen voll Geld. Ringsum wurden die gemachten Verkäufe und Einkäufe erörtert. Man schlug mit Häuften auf den Tisch, schrie und fluchte. Jede persönliche Empfindung schien neben diesen lebhaft angeregten Handelsinteressen zu verblasen.

Bunich, Kaffee und Kuchen wurden in Menge verlitgt, dann kamen die Zigarren an die Reihe, alle Männer rauchten, Marie dachte, sie müssen hier doch furchtbar reich sein. Ihr Vater und Onkel Hans rauchten nie, sie sagten, sie hätten kein Geld dazu.

Im Saal begann die Musik, man hörte das Schleifen und Stampfen der Tanzenden. Der Volontär Dehlt trat ein und sah sich suchend um, Lisbeth stand auf und verließ an des Tänzers Arm die Gaststube. Hinrich fragte Marie, ob sie nun auch einen rüsteten wollten. Ohne rechten Muth folgte sie seiner Aufforderung. Die anderen Angehörigen schlossen sich an.

Im Saal war es schon voll. Als Hinrich den Arm um Marie legte, flüsterte sie: „Sei nicht böse, wenn ich's schlecht mache, ich habe noch nie getanzt.“

Er zog sie fest an sich und sah lächelnd auf sie herab. „Es wird schon gehen.“

Aber es ging nicht. Ihr war schwindelig, unbehaglich im Sinn, sie stolperte, fühlte sich von seinem Arm getragen, kam einmal in Laft, dann wieder heraus, wüst fast gefallen und stand endlich tief athmend mit Thränen in den Augen in einer Ecke still. Sie schämte sich sehr, und es that ihr bitter leid, so ungeschickt zu sein.

„Bitte, laß mich — ich kann's nicht.“

„Nanu! rief er halb ungeduldig, halb mitleidig. „Ruh dich mal aus, dann versuchen wir's von neuem.“

Jemand ein Bekannter klopfte ihm auf die Schulter, fragte, lachte, zog ihn fort.

Marie sah allein, sie fühlte sich verstört und dachte: wären wir nur erst wieder zu Hause. Neben ihr in der Ecke pufete eine dicke Bauernfrau, die stark nach Schnaps roch, der Stuhl an ihrer anderen Seite war frei.

„Guten Tag, Marie“, sagte da eine freundliche Männerstimme, und dann setzte sich Feder neben sie.

„Ich wüßte, daß ihr alle hier seid, und da ich —“

„Sieh da, auch du bist da, Wetter?“ rief Hinrich herbeileidend. „Tanzgen thust ja nicht. Marie gehört auch mir. Kommt!“

„Du hast ja gesehen, Hinrich, daß ich nicht tanzen kann.“

„Müht es eben lernen.“

„Es geht aber nicht.“

„Ach was!“ Er sah sie am Handgelenk und wollte sie emporziehen.

„Laß mich — laß mich — du weißt doch, ich will nicht!“

Feder legte sich ins Mittel. „Sei nicht roh, Hinrich.“

„Was geht's dich an, sie ist mein!“

„Oho — noch lange nicht!“ rief sie erköden.

„Bin ich die vielleicht nicht sein genug? Bin ich dir zuwider?“ knirschte er.

„Ja“, sagte sie trozig, ohne sich zu befinnen. Er drehte sich auf den Hacken herum und rannte davon, sich mit dem Eltogen durchs Gedränge stoßend.

„Du hast ihn schwer gekränkt, Marie.“

„Mag's sein — ich — wie durstete er so aufzuprohen — ich gab ihm kein Anrecht!“

Sie schwiegen, beide mit sich beschäftigt. Feder beobachtete Lisbeth, die sich in Dehlt's Armen wiegend, für nichts anderes Sinn zu haben schien, als für den Tanz und ihren Partner.

„Verzeih“, sagte er plötzlich, „ich muß nach zur Eise hinüber, und sie vor dem Lustitus warnen, mit dem sie unaufhörlich tanzt.“

Marie und Feder und sahen in den Strom der Vorüberflutenden. Diert und Lude kamen gelaufen und wollten mit Marie tanzen; sie dankte, sie habe schon ihren ältesten Bruder fortgeschickt. Noch andere Burlichen bestürmten sie, sie lehnte ab. Gern wäre sie hinausgegangen, aber sie getraute sich nicht allein unter die lärmende Menge, und Feder schien Lisbeth im Auge behalten zu wollen.

Die Bauernfrau an des Mädchens anderer Seite nidte und schnarchte. Die Paare wirbelten unaufhaltsam dahin und gönnten der Musik kaum eine Pause. Der Staub flog in Wolken empor und verdunkelte das Gesicht, Jauchzen, Gelächter, helle Schreie und Stampfen erfüllten den Raum.

Als Hinrich in mildem Jotn an dem Gendarmen hatte vorüberstürzen wollen, hielt dieser ihn fest.

„Auf ein Wort, Herr Beermann. Das Fräulein Cousine, schönes Mädchen — sagen Sie mal, im Vertrauen, hat sie Geld? Ich höflich mit mir, sehen Sie nur! Und wenn ein Jungesell im Dienst auch mit 'nem Kieselhergen bewaffnet sein muß, so merkt er sich doch für die Feiertunden sein Glück. Man ist doch kein Unmensch!“

„Fräulein Lieblich ist arm wie eine Kirchenmaus“, stieß Hinrich hervor.

„Ach, schade um so 'n feines Frauenzimmer!“

„So ein infamer Kerl!“ dachte Hinrich. Um nicht groß zu werden, rannte er davon. Nun sah er am Fenster der Gaststube unter einem Schwarm zehender, spielender und lärmender Männer, er hörte und sah nichts, stülzte seinen Kopf auf und ließ sich Groß bringen, den er hastig hinunterstürzte.

„Entschuldigen Sie, Herr Beermann“, redete ihn jemand an.

Hinrich sah auf, ab, der Pferdehändler, dem er seine alte Mähre verkauft hatte.

„Was wollen Sie, Schorsmeier?“

„Ihnen mir leid, als ich Sie so trüblich sah.“ Der Mann setzte sich ihm gegenüber. „Dem fehlt nur eines, Schorsmeier, sagte ich zu mir: er braucht ein liebes Weib.“

„Brauch' ich gar nicht, lassen Sie mich in Ruhe!“

„Man sagte, haben ja Ihren freien Willen. Aber da ist eine fünfzigtausend Thaler Mitgift — un' höflich in Sie verhoffen.“

„Will kein Geld, habe genug!“

„Alle Achtung!“ rief der Viehhändler erlautend. „Aber wenn Sie auch auf Beermanns Hof gräflich im Felt schwimmen, müssen doch mal an die Geschwister abgeben. Sie ist 'ne reiche Aderbürgerstochter aus Hallingbostel. Warum soll ich's nicht offen sagen, Stinte Flintje schreibt sie sich. Sie kennen sie ja auch. Ist da 'n Saal, können mit ihr tanzen, ist 'n tüchtig' Arm voll und 'ne stramme Arbeiterische.“

„Meine Arbeit thun Mutter und Schwestern.“

„Na ja, die Mutter setzt sich doch mal ganz gerne auf 'n Alentheil, und die Mädchen heirathen. Die Aelteste soll 'n bißchen wählereich sein. Aber für die Herren Brüder wüßte ich auch wohl was.“

„Können Sie ja an die machen. Mich lassen Sie mit Ihrer Heirathsbemittlung zufrieden.“ Er erhob sich unwirlich.

„Wenn's doch noch was wird mit Flintjens Stine, vergessen Sie mich nicht!“

Gegüß Schritt Hinrich hinaus, es zog ihn wieder in den Saal. Ob sie noch immer neben Feder saß? Von Anfang an hatte sie sich zu dem gehalten, der war ja auch ein viel feinerer Herr als er. Er fühlte, daß der starke Gros ihm zu Kopfe stieg, denn als er in die schwere Luft unter die Tanzenden trat, drehte sich alles mit ihm rundum.

Da lief ihm die große Flintje in den Weg und blieb bei ihm stehen.

„Auch da, Herr Beermann?“

„Wie — wie — Sie sehen. Wollen wir zusammen einen abtreten?“

„Gerne, Herr Beermann.“

Als er sie umfaßte, dachte er: „Bielleicht wird Marie doch eifersüchtig — und er stülzte sich mit seiner strammen Tänzerin, an der er sich im Rothhale halten konnte, ins dichteste Gewoge.“

Und Marie bemerkte ihm und empfand einen Znoang, ihn mit ihren Blicken zu folgen. Wie garstig es ausah, dies plumpe, ältliche Mädchen!

Der Anblick that ihr weh — sonderbar weh, es war das Schlimmste, was sie heute erlebte. Sie legte ihre Hand auf des in Gedanken versunkenen Feders Arm und bat: „Komm, laß uns hinausgehen, mir wird schlecht.“

Er willfahrte ihr sogleich, sah sie besorgt an, drängte sich mit ihr zum Eingang durch, und führte sie vor's Haus.

Hier athmete sie tief auf, befreit und erleichtert. „Es war schrecklich da drinnen.“

„Ich blieb ja nur, um nach Lisbeth zu sehen.“

„Bist du wieder hinein?“

„Nein, ich bin machtlos, sie läßt sich doch nicht bedeuten. Versuche du's nochmals.“

„Ich hülfte ihr gern zu ihrem Besten, denn ich habe sie lieb.“

Großvater sah mit ein paar anderen alten Männern vor dem Hause in der Sonne. Sie rauchten aus kurzen Pfeifen und sprachen beglücklich und

bedächtlich über Land und Leute. Wo Kruse Vater aus Heiddorf hintam, hatte er bald das Wort.

Er setzte auseinander, wie schade es sei, daß es in ihrer schönen Heide noch so viele Oedländerereien gäbe. „Hätten wir 'ne Nachhilfe von oben, könnte sich mancher Häusling besetzen und sein gutes Brod haben.“

„Alle hörten ihm gern zu, sie nidten, spuckten aus und sagten: „So ist's.“

Als Großvater die beiden jungen Verwandten aus dem Wirthshause treteten sah, kam er heran. Sie schüttelten sich die Hände. „Um sieben fahren wir, Marielen. Ich mag nicht bei nachtschlafender Zeit nach Hause kommen.“

„Eben sechs“, sagte Feder, nach seiner Uhr sehend. „Laß uns noch ein Stück am Bach entlang gehen, Marie, dann wird dir besser.“

Sie folgte ihm gern. Es war ein schöner friedlicher Frühlingsabend. Die Sonne fand noch hell am blauen Himmel, und die Vögel sangen in den Büschen, als sie zwischen Gartenbeden zu dem Pfad hinunter gingen, der sich, wie und da von Kopfweiden begrenzt, am Bache hinzog. In beider Herzen brannten und wogten peinliche Gefühle.

Der junge Bitar war sich seiner Empfindungen bewußter als das Mädchen, und betriebe sich schmerzlich wenn Lisbeth ihm wieder einmal recht leichtfinnig, eitel und flatterhaft erschien. Eigentlich war ja Marie viel verständiger, aber doch irren seine Gedanken immer auch neue zu der kleinen thörichten Lise zurück, der er gar zu gern auf den rechten Weg geholfen hätte. Wenn der Dehlt, der Kaufmann, ihr nur nichts in den Kopf setzte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wenn unser Haar ergraut.

Es ist ein beliebtes Thema für Feuilletonisten und Romanschriststeller, das Thema vom ersten grauen Haar. Gemöhnlich wird seine Entbedung recht stimmungsvoll geschildert. Etwas für eine Frau sieht, in ihren Frisurmantel gehüllt, vor dem Spiegel und kämmt ihr langes Haar. Lang muß es immer sein, das gehört zum Weib; ob es blond ist oder schwarz oder gar tizianroth, das hängt von der Liebhaberei des betreffenden Schriftstellers ab. Also die Dame, die in jenem Alter steht, wo man aufhört, seinen Geburtstag zu feiern, kämmt ihr Haar und denkt an die Erfolge, die ihr der gestrige Ballabend gebracht hat. Unstreitig war sie die Königin des Festes, am meisten gefeiert, am meisten umschwärmt. Während viele der jungen Mädchen als Mauerblümchen an den Wänden entlang saßen und vergeblich des Ritters harrten, der sie erlösen sollte, flog sie von Arm zu Arm.

Pfäglich schreit sie laut auf, starrt auf ihr Haar, dann in den Spiegel, dann wieder auf's Haar zurück. Aber es ist keine Täuschung. Zwischen den goldenen oder braunen oder schwarzen Fäden liegt einer da, der sich von den andern scharf abhebt, dessen Graueiß aus der Haarfülle hervorleuchtet.

Je nach dem Geschmack des Schriftstellers und nach dem Charakter der geschilderten Frau wird die Wirkung dieser Entbedung verschieden sein. Die eine wird weinen, die andere rasch entschlossen das weisse Haar ausreizen und fortwerfen, die dritte wiederum —

Doch wie dem auch sei, ein Gefühl der Wehmuth wird keiner von uns unbedrückten können, wenn er auf seinem Haupte diesen ersten Boten des heranahenden Alters entbedt. Unwillkürlich wirft man einen Blick zurück auf die verfloffenen Jahre, die Zeit der Jugend, und eine Frage steigt in uns auf, mag sie nun ausgesprochen oder nur empfunden werden, die Frage: „Warum müssen wir grau werden?“

Ja warum? Leichter gefragt, als getantwortet! Warum altern wir überhaupt? Warum können wir nicht ewig jung bleiben? Weil es immer so war und wohl immer so sein wird? Ja, das ist eine Wahrheit, eine bittere und zugleich tröstende Wahrheit; aber ist es denn auch eine Erklärung? Gewiß nicht!

Der Versuch, eine wissenschaftliche Erklärung des Ergrauens zu geben, konnte naturgemäß erst dann gemacht werden, als die Verbollkommnung des Mikrostopes es gestattete, auch den feineren Bau des Haares zu studiren. Denn das Haar, das sich dem bloßen Auge als ein ungegliedertes Faden darstellt, besteht in Wirklichkeit aus drei Schichten: einer Marksubstanz im Innern, einem dünnen Oedhäutchen an der Oberfläche und zwischen beiden als mächtigste Schichte die Rinde, in der massenhaft kleine Farblörnchen eingelagert sind, welche dem Haare seine Färbung verleihen.

Die mikroskopische Untersuchung hat nun gezeigt, daß in dem ergrauten, resp. weissen Haar diese Farblörnchen fehlen. Dies erklärt ungezwungen die Veränderung der Farbe. Es ist gar nicht nothwendig zu diesem Zwecke eine zweite Erscheinung heranzuziehen, die ebenfalls in den ergrauten Haaren sich findet, während das gefärbte sie nicht zeigt, nämlich das Vorkommen von luftgefüllten Hohlräumen im Marke.

Die Frage, wodurch sich das graue Haar vor dem gefärbten unterscheidet,

haben wir also beantwortet, nicht aber jene, wodurch dieses Verschwinden der Farblörnchen bewirkt wird.

Man nahm früher an, daß mit fortschreitendem Alter der Körper die Fähigkeit verliere, neue Farblörnchen zu erzeugen. Da bekanntlich das Haar beständig sich an den Spizen abnützt und von der Wurzel her nachwächst, konnte diese Erklärung zur Noth für die Fälle des allmählichen Ergrauens anerkannt werden. Sicherlich trifft sie bei jenen Leuten zu, die — meist vergeblich — schaffet mit andern abweichenden Farbbhältnissen im Körper, zum Beispiel an der Regenbogenhaut des Auges — schon von Geburt an weißhaarig sind. Hier handelt es sich um einen angeborenen Entwicklungsmangel des Körpers, welchem die Fähigkeit abgeht, Farblörnchen zu erzeugen.

Aber so recht befriedigend war diese Erklärung denn doch nicht, weil es den Thatfachen widersprach, daß nur das nachwachsende Haar im Alter grau ist. Vielmehr weiß jeder aus eigener Erfahrung, daß auch die bestehenden Haare, nicht nur die neuwachsenden, ihre Farbe verlieren. Man versuchte sich allerdings dadurch zu helfen, daß man sagte, in der Marksubstanz bilden sich Lücken, in welche Luft eindringt, und das ist die Ursache des Ergrauens. Aber das Verschwinden der Farblörnchen aus diesen Haaren ist dadurch nicht erklärt.

Im Jahre 1901 hat der bekannte Forscher Meischnikoff der Londoner gelehrten Gesellschaft eine Arbeit vorgelegt, die für das Ergrauen der Haare eine ganz neue Erklärung gibt. Um sie zu verstehen, müssen wir ein wenig weiter ausholen.

Das menschliche Blut enthält bekanntlich außer den flüssigen Bestandtheilen auch geformte Elemente, von denen die einen rothe, die andern, an Zahl weit geringer, an Umfang bedeutend größer, weisse Blutkörperchen genannt werden. Diese letzteren haben die Fähigkeit, ihre Gestalt zu verändern und sich selbständig zu bewegen. Der obengenannte Forscher hat schon vor längerer Zeit gezeigt, daß diese Blutbestandtheile im Stände sind, kleine Körperchen, zum Beispiel Bazillen, mit ihren Fortsätzen zu umklammern, in sich aufzunehmen und zu verzehren, weshalb man ihnen auch den Namen „Fresszellen“ beigelegt hat.

Nun wies Meischnikoff nach, daß er in den ergrauten Haaren zahlreiche derartige Fresszellen fand, welche die Farblörnchen in ihr Inneres aufnahmen und verzehrten. Im gefärbten Haar finden sich diese Gebilde nicht.

Nach dieser Erklärung besteht also das Ergrauen nicht in einem Nachlassen der Fähigkeit, Farbe zu bilden, sondern diese wird, kaum gebildet, von den Fresszellen aufgefressen.

Diese Beobachtung erklärt auch die nicht gar so seltenen, bisher räthselhaften Fälle des plötzlichen Ergrauens, des Weizwerdens der Haare über Nacht. Mächtige Gemüthsbewegungen, wie Schreden oder Furcht, können diese Veränderung bewirken. Der Forscher berichtet, daß er in der Lage gewesen sei, einen derartigen Fall zu untersuchen und daß er dabei konstatiert habe, daß ein plötzliches Zufließen der Fresszellen nach den Haaren in großer Menge stattfand, und zugleich diese Gebilde eine besonders lebhafte Thätigkeit entfalteten.

Damit ist auch von diesen wunderbaren Fällen, welche von jeher die Phantasie mächtig anregen — man denke nur an das Märchen von der Königstochter, die der Kummer einer Nacht grau machte, bis ihr die Freude einer Stunde wieder die verlorene Haarfarbe zurückbrachte — der Schieber des Geheimnißvollen gelüftet. Das rein Mechanische des Vorgangs ist erklärt; dunkel allerdings bleibt noch der Zusammenhang zwischen der seelischen Erregung und der Veränderung im Körper. Die Aufklärung dieser Frage führt uns in ein Gebiet, das trotz Seizermesser und Mikroskop heute noch ebenso dunkel ist wie vor tausend Jahren, in das Gebiet des Zusammenhangs zwischen Körper und Seele.

Dr. Adolf Sart.

## Fatale Austärung.



Paul: „Ist es wahr, Herr Doktor, daß Sie meine Schwester heirathen wollen?“

„Allerdings. Warum fragst du?“

Paul: „Weil ich Sie bewundere. Sie sind ihr erster Bräutigam, der wirklichen Muth zeigt.“